

Stefan König



Abgrund

Tobs Thanners erster Fall



ROTHER  *Bergkrimi*

Stefan König

Abgrund

Bergkrimi

Leseprobe

Bergverlag Rother

Das Ende

Welch ein Gefühl! Wer es nicht erlebt hat, nie Gelegenheit dazu hatte, vielleicht nie die Gelegenheit bekommt, kann das nicht nachvollziehen. Und wahrscheinlich vermögen alle Worte nicht, genau das zu beschreiben, was Peter Henning euphorisch empfand, wenige Augenblicke bevor er in den Tod stürzte, dabei mit seinem Körper immer wieder gegen den Fels prallte und zerschlagen und entstellt im Geröll am Fuß der Wand zum Liegen kam.

Sie waren früh aufgestanden, kurz nach fünf, hatten in der Gaststube der alten Bergsteigerhütte Hinterbärenbad lustlos ein kleines Frühstück zu sich genommen, waren sodann auf Pfaden und durch Steinschutt aufgestiegen bis zum Beginn der Felsen, waren dabei wach und munter und immer unternehmungslustiger geworden, hatten dann jedoch, wie so oft am Beginn einer alpin ernsten Tour, einen gewissen Dämpfer erhalten, als sie die Wand hinaufblickten, schier endlos, bis in den Himmel.

Doch das beklemmende Gefühl hatte sich verflüchtigt, nachdem jeder der beiden Seilpartner die ersten Meter geklettert war. Natürlich hatten sie beide um die bevorstehenden Schwierigkeiten und die möglichen Gefahren gewusst, doch das Klettern sammelte nun einmal alle Sinne wie in einem Trichter und fokussierte sie auf den Quadratmeter vor den Augen und die paar Meter über einem, die als Nächstes zu bewältigen waren.

Kleine Halt hieß der Berg. Plattendirettissima ihre Tour. Die Halt war nicht klein und die Plattendirettissima nicht einfach. 800 Meter Wandhöhe, 32 Seillängen, teils atemberaubend schöne Felspassagen, teils kleinsplittrig und abdrängend. Und anstrengend, allein schon der Länge der Tour wegen anstrengend.

Nach vier Stunden hatten sie die Hauptschwierigkeiten hinter sich gehabt. Die Wand hatte sich zurückgelehnt, die Klette-

rei war leichter geworden. Dritter Grad, kaum mehr, bisweilen weniger. Rinnen und Grate, die sich unschwer klettern ließen, die nichts als Spaß machendes Herumturnen erforderten, allerdings musste man konzentriert bleiben, durfte sich auch hier keine Fehler erlauben.

„Jetzt könnten wir das Seil wegtun“, hatte Phil gesagt. „Kommen wir schneller voran. Außerdem ist eh alles leicht.“

„Meinst du wirklich?“, hatte Peter gefragt, doch Phil hatte seine Zweifel einfach weggewischt.

So hatten sie sich ausgebunden, das Seil aufgeschossen, es in Phils Rucksack verstaut und die kleine Pause genutzt, um die letzten Reste aus ihren Trinkflaschen zu zuzeln.

Peter Henning war skeptisch. Er hatte freilich schon öfter Passagen in diesen geringen Schwierigkeitsgraden ungesichert bewältigt. Doch diese Tour war lang gewesen, sie hatte ihn mehr angestrengt als erwartet, und irgendwie fühlte er sich nicht ganz wohl in seiner Haut. Ob es daran lag, dass er schlecht geschlafen hatte in der vergangenen Nacht?

Er hatte nach oben gesehen. Das Gelände erschien ihm tatsächlich leicht, wenngleich immer noch mit höchster Vorsicht zu genießen. Wenn einem da Griffe oder Tritte ausbrachen, könnte das einen Sturz ins Verderben geben.

Ich kann das, hatte er sich suggeriert. Ich kann das. Und wieder: Ich kann das.

Dort oben, vielleicht hundert Meter über sich, hatte er den Gipfel erahnen können. Dort oben sah er den Fels sonnenbeschienen, und das war ihm nach den Stunden im Grau der nordwestlich ausgerichteten Plattenwand wie eine Befreiung erschienen.

Wenn ich dort oben bin, hatte er gedacht, habe ich diese Tour gemeistert. Dann habe ich etwas geschafft, was ich mir noch vor einem Jahr nicht hätte träumen lassen. Eine richtige Bigwall, mit dreißig Seillängen. Und das in dieser wilden, rauen Landschaft des Kaisergebirges, das mit seinen Felszähnen und Abbrüchen durchaus einzuschüchtern vermochte

Achtsam war er geklettert. Immer ein Stückchen hinter Phil, der auch nach der langen Tour noch kletterte, als ob alles nur ein Spiel wäre.

Henning bewunderte seinen Seilpartner. Er empfand nicht dasselbe für ihn wie für Tobias Thanner, der ihn zum Klettern gebracht und von dem er alles, wirklich alles, was er jetzt konnte, gelernt hatte. Dass er kein Naturtalent war und nie ein außergewöhnlicher Kletterer sein würde, das wusste er selbst am besten. Um das ging es ihm ja auch gar nicht. Es ging ihm darum, Freude zu haben ... und die Natur, die Berge zu erleben ... und sich selbst zu spüren ... ja, sich selbst zu spüren und dabei auf ganz unschuldige Art zu probieren, wie weit dieses Leben dehnbar war.

Wie weit kann ich gehen?, hatte er sich manches Mal schon gefragt und dabei dasselbe Kribbeln verspürt wie als kleiner Junge, wenn es um Mutproben ging, die alles andere als ungefährlich waren.

Phil bewunderte er auch, aber Tobias war der Freund, der ihm in der Halle die Grundbegriffe vermittelt, der ihn sodann in den Klettergarten und anschließend in die Berge mitgenommen hatte. Tobias war derjenige, der ihm das Fenster aufgestoßen hatte. Ein Fenster zu einer Art Freiheit. Phil hingegen ...

Peter Henning war müde. Das Klettern strengte ihn an. Doch zugleich schwanden die Selbstzweifel. Er fühlte sich jetzt auch ohne sicherndes Seil gut, der Fels war griffig und fest, in sich spürte er nur Selbstvertrauen, ruhige Selbstgewissheit und Freude. Eine Freude, die sich in Euphorie steigerte, als er die Grenze von Schatten und Licht überschritt, herauskletterte aus dem Fels- und Nordwandgrau und hinein in die Zone, die, von der Sonne angestrahlt, hell und freundlich und unendlich vertrauenserweckend wirkte.

Welch ein Gefühl!

Erlösung.

Belohnung.

Grenzenlose Freude.

Unsterblichkeit.

Jemand ganz Außergewöhnliches zu sein, zumindest für diese paar Minuten, beinahe so außergewöhnlich wie damals Neil Armstrong bei seinen ersten hüpfenden Schritten in den Wüsten des Mondes.

Ja! Ja! Ja!

Peter Henning jubelte erst nur in Gedanken, schrie seine Freude gleichsam stumm aus sich heraus. Dann jedoch konnte er nicht mehr an sich halten, ließ seinen Emotionen freien Lauf, brüllte hinauf zu Phil, der keine halbe Seillänge entfernt bequem auf einem Felsabsatz hockte und auf ihn wartete.

„Super!“, rief er. „Einfach nur super! Wir haben es geschafft! Ist das nicht Wahnsinn! So eine herrliche Tour! Und dazu dieses Wetter und diese Landschaft und diese Stimmungen.“

Und nach einer kurzen Atempause, die er nach derart vielen Seillängen dringend nötig hatte, fügte er noch hinzu: „Ich bin so was von glücklich!“

Wenig später kam er bei Phil an. Das Klettern war leicht, der Gipfel nah. Er blieb neben seinem erfahrenen Partner auf dem Felsband stehen, hielt sich mit einer Hand an einem festen Griff ein und sah hinab zum Fuß der Wand und hinaus durch das Kaisertal, das am Vortag ihr Weg ins Gebirge gewesen war. Das Wetter war großartig, mattblau der Himmel und nur ein paar vereinzelte Wolkenfetzchen darin.

„Schau dir das an“, sagte Henning. „Wie Segelboote auf dem Meer ...“

Phil sagte nichts.

Henning packte den Griff noch fester und sah hinunter. Sie waren beinahe achthundert Meter über dem Einstieg ihrer Tour.

„Da unten sieht man im Geröll den Steig, auf dem wir heute früh zur Wand gegangen sind“, sagte er. Alles an ihm, in seinen Augen und seiner Stimme, war Begeisterung.

„Schau doch“, forderte er Phil auf. Der aber saß nur da und schwieg.

Henning besah sich seinen Griff, einen großen, massiven Henkel aus starkem Kalkfels, noch einmal genauer, spannte

seine Finger mit ganzer Kraft darum und lehnte sich ein klein wenig hinaus – nicht weit, nur weit genug, um noch besser hinabsehen, noch mehr von der unter ihnen liegenden, gigantischen Wand überblicken zu können.

Das war der Moment, in dem er einen heftigen Schlag gegen die Schulter bekam. Einen Schlag, so stark, als hätte ihn ein Pferd getreten. Er spürte, wie sich seine Finger öffneten, sich vom Felshenkel lösten, wie er das Gleichgewicht verlor und vornüber kippte.

Ein Schrei wollte sich aus seinem Inneren lösen, doch es kam nur ein Glucksen, einem Schluckauf ähnlich.

Henning sah seine Hände, fuchtelnd und nach Halt suchend, wo es keinen Halt mehr gab. Er stürzte nach vorne, überschlug sich im leicht geneigten Fels, versuchte, mit den Fingern einen Griff zu finden, glaubte sogar für einen Moment, den Sturz abfangen zu können, doch der Schwung seines Körpers war viel zu groß. Die Fingernägel kratzten über den Fels, die Fingerkuppen platzten auf, zwei Fingernägel rissen aus den Nagelbetten. Er spürte das und sah es, doch er empfand keinen Schmerz.

Keinen Schmerz und keine Panik.

Er war ganz bei sich, wägte sachlich die Situation ab, prüfte die Optionen – wo war ein Felsvorsprung, der seinen Sturz noch bremsen konnte? Was würde sein, wenn nichts mehr ihn bremste? Und er nahm völlig ruhig und mit großer Gelassenheit zur Kenntnis, dass es nichts gab, was sein Leben noch hätte retten können.

Sein Körper hatte sich vom Fels gelöst, und seine Seele verließ nun den fallenden Körper. Ihm war, als könnte er sich selbst beim Absturz zusehen. Beinahe emotionslos beobachtete er sich selbst, sah sich stürzen und gegen den Fels prallen, weiterstürzen und wieder aufschlagen, wieder fallen und wieder gegen den Fels geschlagen werden, und so immer weiter, dem unentrinnbaren Ende entgegen.

Was ihn verwunderte in diesen vom eigentlichen Leben völlig losgelösten Momenten war der Umstand, dass er keinerlei

Schmerz verspürte. Nicht, als er das erste Mal aufschlug und sich beide Unterschenkel brach. Nicht beim zweiten Aufprall, bei dem es den Rücken erwischte und der Helm barst. Nicht beim dritten Aufschlag, dem schwersten, den er noch mit einem Rest von Bewusstsein miterlebte – da rammte es ihm den angewinkelten Ellbogen in den Leib und die Knochen des Unterarmes bohrten sich in seine Eingeweide.

Dieser dritte Aufprall nahm ihm die Sinne.

Sein Körper stürzte, sich wieder und wieder überschlagend, die gesamte Nordwestwand der Kleinen Halt hinunter. Auf dem breiten Band, das etwa in Wandmitte den schroffen Fels quer durchzog, wäre er fast zum Liegen gekommen, doch nach einem Augenblick scheinbarer Unentschiedenheit war der Sog der Tiefe doch größer, der Oberkörper und die gebrochenen Arme machten den Anfang, der Rest wurde gleichsam mitgerissen, über die Kante hinaus und dann weiter, nun in meist freiem Fall bis hinab ins Geröll, wo Henning einige Stunden zuvor mit bangen und zugleich hoffnungsfrohen Gefühlen den Anstieg begonnen hatte.

Vor der Hütte in Hinterbärenbad saßen die Leute bei Bier, Kaffee und Brotzeit in der Sonne, und sie hätten von Hennings lautlosem Absturz nichts, aber schon gar nichts mitbekommen, hätte nicht ein Mädchen von zwölf Jahren schrill aufgeschrien:

„Da fliegt einer runter! Papa! Mama! Da fliegt einer runter!“

Alle Anwesenden verspürten im selben Augenblick die ausweglose Gewissheit, dass es sich um einen tatsächlichen, fürchterlichen, mit Sicherheit tödlichen Absturz handeln musste, auf den das Mädchen mit ausgestrecktem Arm zeigte, den Mund und die Augen weit aufgerissen, geschockt von dem, was sie wohl als Einzige sah, geschockt bis an ihr in ferner Zukunft liegendes Lebensende.

Später glaubten alle, den fallenden Körper gesehen zu haben. Jeder der zutiefst erschrockenen Besucher der Hütte wollte etwas anderes gesehen haben. Die Versionen ihrer wild ausgetauschten Augenzeugenberichte waren sich in vielem ähnlich, wichen in ebenso vielem aber auch voneinander ab.

Die einen hatten eine Person stürzen sehen, die rot bekleidet war, andere sprachen von gelb, wieder andere von grün. In Wirklichkeit war das Mädchen wohl die Einzige, die wirklich einige Momente des Absturzes mitverfolgt hatte; jetzt aber schwieg sie, saß stumm am Tisch, wo ihr Essen ebenso kalt wurde wie das der anderen Gäste, denen es den Appetit verschlagen hatte. Gelegentlich nippte es an seinem Glas Spezi, winzige Schlucke, kaum mehr, als ein Vögelchen vom Wasser getrunken hätte.

Der Lärm eines Hubschraubers erfüllte das Kaisertal, das Geräusch des Rotors prallte von den Wänden zurück und setzte die Menschen vor der Hütte einem erschütternden Lärmstakkato aus. Bergretter und ein Notarzt wurden bei dem Verunglückten abgesetzt (wo es freilich nichts mehr zu retten gab), dann stieg die Maschine wieder auf, flog suchend die Wand ab, bis die Besatzung kurz unterm Gipfel den Kletterpartner des verstorbenen Mannes ausmachen konnte.

Wie sich schnell herausstellte, hatte der Überlebende der Bergtragödie den Notarzt dringend nötig. Er stand unter Schock, zitterte am ganzen Körper, brachte keine zusammenhängende, schlüssige Erklärung für den Unfallhergang zustande, sondern stammelte in ständiger Wiederholung immer wieder nur: „Ich bin schuld ... es ist meine Schuld ... ich bin schuld ... ich bin schuld ...“

Wieso war er schuld?

Was war geschehen?

Was genau hatte sich ereignet, ehe Henning aus dem Gleichgewicht geraten und aus der Wand gestürzt war?

Fragen, die sich die Bergretter aus Kufstein, der Notarzt und dann auch die Beamten der Gendarmerie stellten.

Als sich Phil einigermaßen gefangen hatte, wieder in der Lage war, die Geschehnisse genau zu schildern und auch über die psychische Stabilität verfügte, den Fragen und Nachfragen der Polizeibehörde zu begegnen, wurde rasch klar, wie sich der Unfall ereignet hatte und warum der Überlebende noch immer die Schuld auf sich nahm.

„Ich war es, der aufs Seil verzichten wollte“, gab er zu Protokoll. „Peter war skeptisch gewesen. Aber ich wusste ja, dass er es draufhatte, dass es keinen Grund zur Sorge gab. Ich bin ein Stück vorausgeklettert, habe dann auf ihn gewartet, er kam zügig und souverän nach – und dann ist es passiert.“

An der Stelle versagte ihm die Stimme. Er brauchte Zeit, sich wieder zu sammeln und seiner Erschütterung Herr zu werden.

„Ich wollte, dass es schneller weitergeht“, fuhr er dann fort. „Nach zig Seillängen hat man im leichten Gelände einfach genug davon, zu sichern, das Seil einzuholen und nur langsam voranzukommen. Wer hätte auch ahnen können ... Er war schon fast bei mir, als ihm ein Griff oder Tritt ausgebrochen ist ... und dann hat er den Halt verloren ...“

Er wischte sich die Tränen von den Wangen.

„Aber ich hätte es ahnen müssen. Ich war der Erfahrenere, Peter hat mir vertraut. Es ist meine Schuld. Ich würde alles dafür geben, das Ungeschehen zu machen, glauben Sie mir.“

Man glaubte ihm. Natürlich glaubte man ihm.

Ein Bergunfall, wie er an jedem Wochenende irgendwo in den Alpen passierte. Hunderttausende, ja, wahrscheinlich Millionen waren an jedem Schönwettertag zwischen Wien und Nizza in den Bergen unterwegs: wandernd, kletternd, mit dem Mountainbike und im Winter mit Ski oder Snowboard. Da passierte immer was.

Peter Hennings Tod war einer von vielen tragischen Bergunfällen.

Fehler waren gemacht worden, von Henning genauso wie von seinem Gefährten, darüber bestand kein Zweifel.

Ein Unfall, der hätte vermieden werden können.

Doch wer wollte den Stab brechen, wenn doch das Schicksal sein Urteil sprach?

„Er starb, wo er am liebsten war“, stand in der Todesanzeige. Der Schmerz der Angehörigen war noch zu groß, als dass er Zweifel hätte aufkommen lassen. Noch flüchteten sich die Eltern, die Geschwister, die Lebensgefährtin in das Nahe-

liegende: ein Bergunfall. Fürchterlich, grausam, für Familien und Freunde unerträglich. Und doch nichts anderes als ein Unfall, wie er im Gebirge immer wieder geschah.

Ein Bergunfall. Einer von vielen.

Die Frage nach dem Warum stellte sich noch nicht.

DREIZEHN

Erst als die Dämmerung in Finsternis überzugehen begann, schlich Tobs näher heran an das Haus. Die ganze Zeit über, da er es aus der Distanz beobachtet hatte, war er immer wieder der Frage nachgegangen, warum es so mysteriös, ja unheimlich auf ihn wirkte.

Ob es an der Abendkühle lag, die ihn frösteln ließ?

Ob es der kalte Schatten der Berge war, der sich auf das Haus und das Gelände ringsherum, auf den See, die Badezone, den Wanderweg, die Wiesen legte, und der alles nicht mehr gelb und grün erscheinen ließ, nicht mehr in sommerlichen Farben, sondern in Grabesgrau?

Ob es einfach nur an ihm lag, an der Unsicherheit, in die sein Leben ihn geführt hatte?

Oder ob es an Donath lag, seinem Auftraggeber, der ihm alles andere als sympathisch war? Oder an dessen Frau, Elena, die er eigentlich zu observieren gehabt hätte und die ihn erst in diese sonderbare, unangenehme, geradezu groteske Situation gebracht hatte?

Statt ihr nachzuzuschnüffeln stehe ich hier und schau auf ein nacktes, kaltes Haus, in dem sich ihr Mann seit einigen Stunden aufhält. Wahrscheinlich liegt er auf einem Sofa, schläft oder liest. Und ich stehe hier und weiß nicht warum.

Lass dich am Arsch lecken, Tobs Thanner, dachte er. Lass dich von diesen Donaths am Arsch lecken, brech deine Zelte hier ab, geh zu Ricardos Auto, fahr zurück nach München, triff dich mit ihm auf ein Bier und vergiss den ganzen Scheißjob.

Im Schutz der licht stehenden Bäume schlich er näher an das Haus heran. Aus einem Fenster kam Licht, hell und kühl. Ein Licht, wie er es nicht mochte, unbehaglich, ungemütlich. Aber ein Licht der Erleuchtung!

Ihm wurde klar, warum ihm dieses Haus so fragwürdig erschien, so wenig einladend, so kalt wie der Fels in der Nordseite der Wettersteinwand: Es war ein Ferien- oder Wochenend-

haus, das nichts, aber auch gar nichts von Ferienatmosphäre oder schönem Wochenende ausstrahlte. Es war, zumindest äußerlich, kahl und schmucklos. Kein Garten, der diese Bezeichnung verdient gehabt hätte. Keine Blumen, keine Blüten, keine mit ästhetischer Absicht gesetzten Büsche, nur eine Kiefer und ein Apfelbaum, Letzterer längst aus der Form gewuchert.

Lieblos. Schmucklos. Kein Zierrat, keine Deko-Objekte.

Ferienhäuschen werden normalerweise von ihren Eigentümern oder Pächtern geliebt. Geliebt und verhätschelt, dachte er. Normalerweise stand Zierrat im Garten. Irgendwelche Skulpturen. Oder Fundstücke, die bei Wanderungen oder Spaziergängen aufgelesen worden waren. Rundgeschliffene Steine aus einem Wildbach zum Beispiel. Oder skurril verkrümmte Wurzeln.

Normalerweise standen immergrüne Pflanzen in Töpfen neben dem Eingang. Und über der Terrasse hing ein asiatisches Glockenspiel, in der leichten Brise des Abends eine zarte Melodie wispernd.

Normalerweise war der Zaun nicht nur gut in Schuss, er war sogar frisch gestrichen und hatte nichts Abweisendes an sich, sondern wirkte beinahe wie eine Brücke.

Normalerweise war so ein Häuschen das Refugium für die kleinen Fluchten aus dem arbeits- und sorgenbelasteten Alltag. Ein Stück heile Welt.

Doch von dieser heilen Welt strahlte das Haus, dem Tobs sich auf Steinwurfentfernung genähert hatte, überhaupt nichts aus.

Er sah Donath am hell erleuchteten Fenster. Kurz darauf kam er aus dem Haus, trug etwas zum Wagen, lud ein, ließ die Heckklappe und die Fahrertür offenstehen. Tobs war so nahe, dass er das Gesicht von Donath sehen konnte.

Ich könnte mich immer noch am Arsch lecken lassen, dachte er. Noch wäre es nicht zu spät.

Wieder schrie ein Nachtvogel. Es war ein unheimlicher Laut in der Stille des Gebirges.

Tobs sprintete sofort los, als Donath erneut im Haus verschwand. Er schaffte es gerade rechtzeitig, sich in den Schat-

ten der seitlichen Fassade zu drücken, als Donath auch schon wieder herauskam und ein offenbar nicht allzu schweres Paket auf dem Rücksitz verstaute.

Tobs schwitzte wie nach einem Fünftausendmeter-Lauf. Und das kam nicht von der Anstrengung des kurzen Sprints. War ja überhaupt keine Anstrengung für ihn! Nicht im Geringsten. Er schwitzte, weil er fürchterliche Angst hatte, sich vor Donath zu blamieren.

Der Mann bezahlt mich. Er bezahlt mich gut. Und dann findet er mich hier, wie ich ihm auflaudere, ihm nachspioniere. Und ich könnte ihm nicht den kleinsten Grund dafür nennen.

Ich muss doch verrückt sein, dachte er. Darin zumindest wird Donath mit mir einer Meinung sein.

Donath jedoch bemerkte ihn nicht. Er ging ein weiteres Mal ins Haus, der Lichtschein, der aus dem Fenster gekommen war, erlosch, Donath kam heraus, verschloss die Tür und ging zu seinem Wagen.

Tobs schob sich an der Hauswand entlang weg vom Eingangsbereich. Noch musste er befürchten, im Licht der Autoscheinwerfer entdeckt zu werden. Doch Donath fuhr davon, ohne zu seinem Haus zurückzuschauen. Tobs blieb unentdeckt.

Völlig geschafft ließ er sich, den Rücken an der Wand, in die Hocke sinken. Seine Knie zitterten, seine Hände zitterten, Donath war weg – und er kauerte allein unter den Nordabstürzen der Wettersteinwand. Er kam sich vor wie ein dummer Junge, der sich verlaufen hatte und nicht mehr nach Hause fand.

Mein Gott, dachte er. Was bin ich nur für ein Idiot.

Er horchte in den finsternen Abend hinein, hörte in der Ferne das Motorengeräusch von Donaths Wagen, hörte vom See herüber das Quaken der Frösche, nichts sonst. Er war allein.

Nach einer Minute, die er brauchte, um sich gewiss sein zu können, dass Donath wirklich davongefahren war und nicht etwa irgendwo kehrtgemacht hatte, rappelte er sich hoch und umrundete das Haus. Er tastete sich immer an den Wänden entlang, vorsichtig und darauf bedacht, in der Dunkelheit über keine Stufe, keine Wurzel, keinen Blumentopf zu stolpern

(auch wenn er vorhin nicht einen hatte entdecken können). Er war allein. Ricardos Auto stand eine halbe Wegstunde entfernt. Er hatte Zeit. Und es gab etwas, wofür er diese Zeit nutzen wollte.

„Ich will da hinein“, sagte er zu sich selbst. „Ich will in das Haus. Will wissen, was es darin zu sehen gibt. Vielleicht erfahre ich dabei etwas über den Grund, warum Elena Donath mich auf ihren Alten angesetzt hat.“

Es war so verrückt wie alles, was er in dieser Detektivsache bisher unternommen hatte. Weil aber alles verrückt gewesen war, kam es auf das jetzt auch nicht mehr an.

Stockfinster war es, die Sterne am Himmel gaben gerade so viel Licht, dass er die Umrisse der nahen Bäume erkennen konnte. Und doch gewöhnten sich seine Augen von Minute zu Minute besser an die fast völlige Dunkelheit, die nach dem Verschwinden des Scheinwerferlichts von Donaths Wagen eingetreten war.

Er konnte das Haus mit seinen Details besser sehen, besser erkennen. Einmal ging er ganz außen herum, rüttelte an der Eingangstür, prüfte an den Fenstern, ob sie wirklich verschlossen waren. Dass die Läden nicht zugezogen waren, galt ihm als Indiz, dass Donath vorhatte, wiederzukommen. Noch in dieser Nacht vielleicht, gewiss aber in den nächsten Tagen.

Alles war zu, war verschlossen. Er hätte schon eine Scheibe einschlagen müssen, aber das kam natürlich gar nicht infrage. Noch einmal strich er ums Haus, diesmal den Blick mehr nach oben gerichtet – und dabei fand er, was er insgeheim erhofft hatte: ein kleines Fenster unter den Dachschrägen, das anscheinend nur angelehnt war.

Verdammt weit oben, dachte er.

Andererseits ...

Ich bin Kletterer, dachte er. Ich kann solche Probleme lösen. Gewiss kann ich das.

Er trat ein paar Schritte zurück, nicht weit, nur weit genug, dass er trotz der Finsternis die Einzelheiten noch gut wahrnehmen und für sich einen Plan machen konnte.

Ja, er brauchte einen Plan. Einen Plan wie jene, die er unten am Einstieg in eine diffizile Sportkletterroute machte: Griff- und Trittfolgen, Bewegungsabläufe, jeder Zug musste logisch mit dem davor und dem danach verbunden und im Kopf durchgespielt werden. Erst dann war es möglich, höchste Schwierigkeiten zu meistern.

Tobs zog Schuhe und Socken aus und stellte alles so ab, dass er es nachher auch leicht wiederfinden konnte. Barfuß begann er zu klettern: Ein hoher Aufrichter auf dem Sims eines Parterrefensters, die leicht angewinkelten Arme in den senkrechten Fensterlaibungen verspreizt. Beinahe wäre er nach hinten aus der Hauswand gekippt, konnte sich aber gerade noch abfangen, indem er die obere Fensterlaibung im Untergriff nutzte. Er verdrehte seine Hüfte zur Fensterscheibe hin, verlagerte den Körperschwerpunkt ganz dicht ans Glas und richtete sich immer mehr auf. Jetzt kam die schwierigste Stelle. Er musste die waagrechte Leiste des Fensterkreuzes als winzigen Tritt benutzen, sich zunächst mit Untergriffen halten, sich leicht aufrichten, einen Arm durchstrecken, dabei mit der Hand jede Rauigkeit im Putz der Fassade nutzend, um dann, im kurzen Moment einer Entscheidung, durchzuschleunigen und das obere Fensterbankerl gleichsam anzuspriegen.

Wenn das gelang, das wusste Tobs, würde er sich ohne Probleme hochziehen können. Dann, dessen war er sich gewiss, hätte er es geschafft.

Er atmete ein paar Mal tief ein und aus, setzte die Zehen noch einmal präziser auf die Leiste, prüfte den kleinen Tritt und den kaum vorhandenen Griff im Kalkputz – dann ein Aufrichter auf einem Bein, die rechte Hand auf Reibung an der senkrechten Hauswand, die linke noch im Untergriff, volle Anspannung in der Beinmuskulatur und im Schulterbereich, und dann der entscheidende Moment, der Sprung ans Fenstersims.

Tobs fühlte Blech in seiner Hand, kalt und glatt, und er hatte Mühe, sich zunächst mit der einen Hand zu halten. Als er dann aber mit beiden Händen am Sims hing, war das Problem ge-

löst. Er zog mit den Armen durch, lief barfuß an der Hauswand hoch, drückte mit dem Kopf das tatsächlich nur angelehnte Fenster auf und wollte sich gerade mit dem Oberkörper durch die Öffnung winden, als er unter sich eine Stimme hörte.

„Sie machen mir ja Spaß!“

Eine Frauenstimme.

„Steigen einfach so ein in mein Haus.“

Es lag keinerlei Angst in der Stimme. Kein Entsetzen. Keine Wut.

„Kommen Sie wieder runter.“

Scheiße, dachte er. Verdammte Scheiße.

Sein stummer Fluch galt nicht nur dem ertapptwerden, er galt auch dem Problem, unbeschadet wieder hinunterzukommen.

„Oder soll ich durchs Haus kommen und Sie da oben reinziehen?“

Nein, Angst war da keine. Eher schon ein Beiklang der Belustigung.

„Warten Sie, ich hol Sie rein.“

Er hörte die Schritte der Frau. Sah sie ums Hauseck verschwinden. Und natürlich wusste er genau, wer sie war.

Elena Donath.